

Sehr geehrter Herr Buergenthal,

das erste Mal begegneten wir Ihnen, da saßen wir vor den Stacheldrahtzäunen des Vernichtungslagers Birkenau. Um uns herum war Stimmengewirr, die Sonne schien, und im Hintergrund dröhnten die Shuttlebusse. Wir lasen Auszüge aus „Ein Glückskind“ laut vor. Als wir Ihren Worten lauschten, verschwand das Gras, auf dem wir saßen, der Lärm des Tourismus wurde ersetzt durch den deutschen Befehlston, und auch die Sonne gab es nicht mehr, denn sie schien nicht zu passen in die Welt des Glückskindes.

Am 29.09.2017 besuchten wir, der Deutschutorkurs des 12. Jahrgangs des Felix-Klein-Gymnasiums aus Göttingen, das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Dies geschah im Rahmen einer einwöchigen Studienfahrt nach Krakau, die zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde der Stadt führte. Wir beschäftigten uns mit dem Krakauer Ghetto, Oskar Schindler und seiner Fabrik, und schließlich auch mit der Tötungsmaschinerie der Nationalsozialisten in Auschwitz. Jeder dieser Orte, dieser Menschen und ihrer Geschichten, hat uns stumm werden lassen in Anbetracht des unermesslichen Grauens und Leids; gleichzeitig staunten wir aber auch angesichts der Humanität der Mutigen, die sich immer wieder von Neuem gegen den Horror ihrer Zeit stemmten.

Letzten Endes war es aber Ihre Geschichte, die uns den Holocaust nicht nur intellektuell, sondern auch emotional nähergebracht hat. Wir möchten mit Ihnen in diesem Brief nun einige unserer Erfahrungen und Gedanken zu Auschwitz und unserer historischen Verantwortung teilen – und wir möchten uns bei Ihnen für das, was Sie uns mit Ihrer Geschichte geschenkt haben, bedanken.

Auschwitz war nicht das erste Mal, dass wir dem Holocaust begegneten. Wir hatten uns in der Schule mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges beschäftigt, hatten Echtaufnahmen aus Konzentrationslagern nach ihrer Befreiung gesehen, Augenzeugenberichte gelesen. Wir hatten Diskussionen geführt über die Propaganda der Nationalsozialisten und über die Bedeutung von deutscher Schuld und Scham von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart. Wir waren intellektuell gut ausgerüstet. Emotional waren wir es eher weniger.

Das bedeutet nicht, dass wir den Holocaust aus rein rationaler Perspektive betrachteten – eine solche Distanziertheit gegenüber einem Verbrechen wie diesem ist wahrscheinlich kaum möglich. Dennoch schien der Holocaust immer weit zurück in der Geschichte zu liegen, obwohl seitdem noch nicht einmal ein ganzes Jahrhundert vergangen ist.

Das hat mehrere Gründe: Zum einen sind wir behütete Kinder. Wir kennen keine echte Armut, wir kennen keine Gewalt oder Willkür, wir kennen keinen Krieg. Wir haben bisher eine hervorragende Bildung genossen, wir konnten uns immer frei und mit relativer Sicherheit durch Deutschland und den Rest der Welt bewegen, wir durften unbeschwert Kind sein und sind es manchmal immer noch. Göttingen, diese kleine, akademische Stadt, ist unsere Blase.

Zum anderen haben wir uns, wenn auch nicht bewusst, von unserer Geschichte im Laufe der Jahre entfremdet. Wir sind weder Täter noch Opfer des Holocaust, unsere Eltern waren es auch nicht. Doch was ist mit unseren Groß- und Urgroßeltern? Wir sind wahrscheinlich die letzte Generation, die in unmittelbarem Kontakt mit den Tätern und Opfern jener Zeit steht. Doch wir wissen kaum etwas über sie. Wer sich intensiv mit dem Holocaust auseinandersetzen möchte, kann das zwar dank der großen Vielfalt an öffentlich zugänglichen Informationen tun. Vor allen Dingen aber die Fragen nach der

Beteiligung am Holocaust, nach den Überzeugungen und Taten unserer eigenen Vorfahren werden von ihnen selbst mit Schweigen beantwortet. Häufig kennen wir die Geschichten vom Dienst an der Front, von Kriegsgefangenschaft und Bombennächten, aber nur selten oder gar nicht wissen wir, ob diese Menschen, die wir kennen und lieben, vielleicht auch grausam waren. Ihr Schweigen entrückt uns vom Holocaust. Er ist nicht mehr persönlich.

Mit diesem Verständnis vom Holocaust machten wir uns also auf den Weg nach Auschwitz. Und Auschwitz verwirrte uns. Da war eine Gedenkstätte für etwas, auf das keine Beschreibung zuzutreffen scheint: Verbrechen, Tragödie, Schreckenszeit – all diese Worte sind irgendwie zu sanft für das, was der Holocaust war. Und gleichzeitig drängten sich vor den Toren Birkenaus die Busse und Autos, Menschen aus aller Welt strömten in Sommerkleidern durch die Tore des Vernichtungslagers, einige posierten für Selfies vor den eingestürzten Krematorien, und an einer Informationsstelle konnte man Postkarten kaufen. Darauf war ein Stück Stacheldraht vor buntem Sonnenuntergang zu sehen.

Gleichzeitig lasen wir aus Ihrem Buch vor, in dem ein kleiner Junge mit seiner Mutter durch einen Zaun hindurch spricht und er die schreienden Menschen aus seinen Alpträumen nicht von denen aus der Realität unterscheiden kann. Diese Welten, die damalige und die heutige, prallten schrill aufeinander.

Als es zu dämmern begann, liefen wir zu Fuß zum Arbeitslager Auschwitz. „Arbeit macht frei“ begrüßte uns, und als wir durch die Ausstellungen in den Baracken wanderten, wurden wir langsam schwer und still und verloren.

Sie beschrieben, wie Sie Ihren Vater das letzte Mal sahen, und wir standen in der Kälte und der Dunkelheit vor der Schwarzen Wand und in den Todeszellen und schauten uns die Bilder der ermordeten Häftlinge an.

Sie erzählten von dem rötlich-braunen Himmel über Auschwitz, und wir sahen bergeweise Haar, Schuhe, Brillen.

In uns fügte sich langsam das alte faktische mit dem neuen emotionalen Wissen zu einem Bild zusammen. Ermöglicht haben Sie uns das, durch Ihre Worte, durch Ihre Offenheit und Ehrlichkeit. Keiner von uns wird je vollständig wissen oder spüren können, was Sie durchlitten haben, aber Sie haben uns eine Ahnung davon gegeben. Ihre Worte haben uns alle bluten lassen, und das ist gut so.

Der Besuch in Auschwitz, gemeinsam mit der Lesung aus Ihrem Buch, waren vielleicht zwei der bedeutendsten Erfahrungen unserer schulischen Laufbahn. Sie haben uns gezeigt, wie sehr die Geschichte doch Teil unseres heutigen Lebens ist – viel wichtiger aber war vielleicht die Erkenntnis, welche ungeheuren Kräfte die Fähigkeit zur Versöhnung entfesselt. Sie selbst, der Sie allen Anlass für Wut und Hass gehabt hätten, haben stattdessen Gerechtigkeit und Versöhnung zu Ihrem Beruf gemacht. Gleichzeitig – und das scheint uns heute so selbstverständlich – waren es 1945 die Siegermächte, die den Deutschen ein Angebot zur Versöhnung machten. Wir profitieren noch heute davon.

Jetzt aber ist es 2018, und Versöhnung scheint weder ein gesellschaftliches noch ein politisches Ziel zu sein.

Donald Trump möchte Mauern bauen, um Menschen von Menschen zu trennen.

Kim Jong Un findet, dass es Zeit für einen Atomkrieg ist.

Recep Tayyip Erdogan startet eine Militäroffensive gegen die Kurden.

Viktor Orbán mag Zäune genauso gern wie Mauern.

Eine Mehrheit der Briten hat sich für eine Ablehnung der europäischen Gemeinschaft entschieden.

Und in Deutschland brennen Flüchtlingsunterkünfte, die rechtspopulistische Alternative für Deutschland ist drittstärkste Kraft im Bundestag und die Angst vor dem Terror geht um. Globale Konflikte werden im Kleinen auch in Deutschland ausgetragen:

Da sind die zwei Lager der türkischstämmigen Deutschen, die einen für Erdogan, die anderen gegen ihn.

Da sind Deutsch-Türken, die Deutsch-Kurden hassen.

Da sind Flüchtlinge aus dem Nahen Osten und Afrika, die nun mit den Feinden aus der alten Heimat gemeinsam in einer Unterkunft ausharren müssen.

Da sind Moslems, die vor Krieg und Terror fliehen und in ihrer neuen deutschen Heimat als Terroristen an den Pranger gestellt werden.

Während all diese Konflikte langsam vor sich hin brodeln, wird aus dem Hintergrund allmählich eine neue, aggressive Stimme laut. Sie fordert nicht nur einen Einwanderungsstopp, sondern auch eine totale Abgrenzung gegenüber allem, was fremd ist. So wie Joseph Goebbels in seinen Reden einst gegen Juden hetzte, entwirft die neue Stimme nun das Feindbild Islam. Rassismus ist kein wirkliches Tabu mehr, und aus einem toleranten, weltoffenen „Wir“ ist ein intolerantes, „völkisches“ „Wir“ geworden. Das „deutsche Volk“, es ist wieder da. Dabei orientiert sich der neue Nationalismus nicht nur an der Abgrenzung gegenüber Islam und Migration, er hat auch historische Vorbilder. Besonders der AfD-Politiker Björn Höcke verdeutlichte in einigen seiner Reden seine Position zum Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg. Er forderte im Bezug auf den Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus eine „erinnerungspolitische Wende um 180 Grad“ und wütete gegen das Holocaust-Mahnmal in Berlin als „Denkmal der Schande“ (Björn Höcke, Rede anlässlich der „Dresdner Gespräche“, organisiert von der Jungen Alternativen, 17.01.2017, Dresden). Höcke wurde zwar für seine Rede auch aus den Reihen der eigenen Partei scharf kritisiert, doch wie seicht muss Kritik einem scheinen, der will, „dass Deutschland nicht nur eine tausendjährige Vergangenheit [...]“, sondern auch eine „tausendjährige Zukunft hat“ (Björn Höcke, AfD-Demonstration, 14.10.2015, Magdeburg)?

Nicht weniger problematisch ist es, wenn Demonstranten vor dem Brandenburger Tor in Berlin die israelische Flagge verbrennen und antisemitische Parolen brüllen. Der arabische Antisemitismus, entsprungen aus einem historischen Konflikt, ist mit den intensivierten Migrationsbewegungen der letzten Jahre auch nach Deutschland gekommen. Das Recht auf freie Meinungsäußerung und politische Selbstständigkeit sollten selbstverständlich sein, Hetze und Antisemitismus hingegen nicht. Vor allen Dingen nicht in Deutschland.

Wir können allerdings nicht erwarten, dass ein Flüchtling aus dem Nahen Osten, der in einer völlig anderen Kultur und vor einem völlig anderen historischen Kontext groß geworden ist, plötzlich ein ähnliches historisches Bewusstsein entwickelt wie ein deutscher Schüler, der gerade den Zweiten Weltkrieg in der Schule durchnimmt. Integration kommt schließlich nicht nur von den zu Integrierenden, sondern auch maßgeblich von der integrierenden Gesellschaft. Für uns bedeutet das, dass wir uns an dem Deutschland orientieren, in dem tausende Ehrenamtliche in Flüchtlingsunterkünften aushelfen, und Betriebe, Schulen und Familien Arbeit an Geflüchtete vermitteln, Deutschunterricht anbieten und mit den Heimatlosen zumindest für eine Weile ihr Zuhause teilen. Wir gehen selbst mithilfe von Schüleraustauschen ins Ausland und versuchen, ein wenig von der Welt kennenzulernen. Und auch wenn wir uns manchmal voller jugendlichem Elan über unseren Schulalltag beschweren, sitzen

wir doch hier und diskutieren und debattieren und lernen, wehrhaft demokratisch zu sein.

Unser Leben hier bedeutet, dass wir auf keinen Fall eine „erinnerungspolitische Wende“ im Sinne Höckes vollziehen, sondern dass wir uns wieder aktiv mit unserer Vergangenheit auseinandersetzen und daraus für die Zukunft Lehren ziehen. Dass wir den Holocaust nicht entgleiten lassen in die dunklen Wasser der Geschichte. Dass wir ihn nicht verkommen lassen zu einer bloßen Zahl, dass er nicht bloß faktisches Wissen in einem staubigen Schulbuch bildet.

Sie haben mit Ihrer Geschichte den Staub davon geblasen; Sie haben in gewisser Weise den Holocaust vor dem Ertrinken bewahrt. Sie haben uns eine Geschichte geschenkt, die in unseren Herzen bleiben wird, und wenn wir diese Herzen offen durch die Welt tragen, kann diese Welt vielleicht wieder erschauern und das Leid würdigen und Mitleid und Versöhnung lernen.

Das Glückskind ist ein Glück für die Welt.

Vielen Dank, Herr Buergenthal.

Der Deutschutorkurs vom Felix-Klein-Gymnasium,
Göttingen